

Aufgetischt: Kulinarische Kunstvermittlung auf Theaterfestivals

Ein Gespräch zwischen Thomas Friemel, Julia Buchberger und Patrick Kohn

Das folgende Gespräch fand am 10. Dezember 2020 zwischen Thomas Friemel, einem der Gründer der freitagsküche, und den Herausgebenden Julia Buchberger und Patrick Kohn statt.

PK: Wann und als was habt ihr die freitagsküche gegründet?

TF: Die freitagsküche wurde 2004 von verschiedenen Künstler*innen aus einer Verlegenheit heraus gegründet. Die Geschichte bezieht sich sehr auf den Ort, an dem die Gründung stattfand. Das war die Oskar-von-Miller-Straße 16 in Frankfurt a.M., ein kleines Atelierhaus von ehemaligen Studierenden der Städelschule, die aus Mangel an Ateliers und in der Ablehnung von großen Atelierhäusern ihr eigenes Atelier gegründet haben. Irgendwann sollte das Ganze abgerissen werden. Das Gebäude wurde verkauft, der Abriss verzögerte sich aber, sodass ein großes Atelier schon leergeräumt war und wir nicht wussten, was wir damit anfangen könnten. Wir haben verschiedene Formate ausprobiert und fanden die Idee reizvoll, das Ganze als ein Vehikel zu begreifen. Zum einen, um über wöchentliche Veranstaltungen mit zum Kochen eingeladenen Künstler*innen in Kreise reinzukommen, in die man sonst schwer reinkommt: Wir haben jeden Freitag eine Art kleine Vernissage gefeiert, um so jemanden als Gast zu holen, den oder die man einfach kennenlernen wollte, der*die sonst vielleicht nicht so gut erreichbar war und mit dem*der man sich dann aber auf einmal geduzt hat. Es war also zum einen ein Vehikel, um sich selbst die Kunstblase einzuverleiben, zum anderen aber genauso von Anfang ein Vehikel zur Kunstvermittlung.

Das wurde auch relativ schnell so wahrgenommen und aufgenommen: Amelie Deußhard hat uns dann zum 100 Grad Festival in die Sophiensäle eingeladen.

PK: Wie kam es zu dieser Professionalisierung, wie haben Festivals von euch gehört?

TF: Das war im Grunde Mund-zu-Mund-Propaganda. Wir waren wahnsinnig schlecht in der Öffentlichkeitsarbeit. Die Website ist beispielsweise immer noch

nicht fertig programmiert. Das hat viel mit dem allgemeinen Phänomen Küche zu tun. Es gibt ja viele Projekte, die sich auch mit Essen oder Kunstvermittlung auseinandersetzen. Meistens reduziert man dann aber eher den Teil der Essenszubereitung, des Kochens, weil das ein wahnsinnig aufwendiger und zeitintensiver ist.

JB: Und wie ist das Verhältnis zwischen Kochen und künstlerischer Vermittlung bei euch?

TF: Ich glaube, dass es nicht ganz einfach wäre, wenn man uns nur als Kunstvermittlungsprojekt einkauft, weil es wahnsinnig teuer ist. Nur dafür einen ganzen Kochapparat hinzustellen, ist ein bisschen verschenkt und wenn wir uns den mit einem Caterer teilen würden, wäre das auch sicherlich einfach nur ein großer Konfliktpunkt. Für uns ist das wahnsinnig arbeitsintensiv, weil wir erst 100 Personales und dann noch abends für die Gäste der Veranstaltung freitagsküche kochen. Manchmal haben wir eine ganze Restaurantkarte und dann bleibt für die Kunst recht wenig Energie und Zeit übrig. Und auch die ganze organisatorische Arbeit dahinter wird ziemlich unterschätzt. Allein für die Abwicklung des Festivals mit der ganzen Kostenrückerstattung und dergleichen könnten wir jemanden anderthalb Monate beschäftigen.

Für uns ist der Raum der zentrale Punkt. Wir wollen einen ideellen Kommunikationsraum schaffen: Einen Ort, an dem wir horizontale Vermittlung betreiben, ein Restaurant, in dem man sich treffen kann, mit Freund*innen essen oder trinken, und die Kunst ist nicht exponiert, sondern die Besucher*innen sitzen, ob sie es wollen oder nicht, direkt in der Kunst.

PK: Du hast jetzt angesprochen, dass ihr horizontale und keine vertikale Vermittlung betreibt. Was heißt das für ein Festival?

TF: Ich glaube, dass das soziale Miteinander an einem Ort einen großen Mehrwert hat. Wenn es im Anschluss an Kunst einen Ort geben soll, an dem man sich darüber austauschen kann und an dem man als Zuschauer*in, wenn man ganz hart drauf ist, auch noch etwas vermittelt bekommt, dann ist es immer besser, dass man sich erstmal auf Augenhöhe begibt. Um das möglich zu machen, müssen wir uns aber ganz schön abstrampeln.

Oft gehen solche Gespräche ja mit der Scham einher, dass man, wenn man dieses oder jenes fragt, der*die Einzige sein könnte, der*die das nicht verstanden hat. Das ist natürlich wahnsinnig schade, denn wenn man ein Gespräch so stattfinden lässt, dann ist das eigentlich nur etwas für Streber*innen und Selbstbewusste und nicht für alle.

JB: Damit ihr euer Konzept durchführen könnt, braucht ihr ja eine Form von Connection zu den Künstler*innen, die als Gäste eingeladen werden. Ist das etwas, das ihr mit den jeweiligen Künstler*innen dann selber vereinbart, oder läuft das über das Festival?

TF: Ich glaube, am Anfang der Ruhrtriennale, wo das dann teilweise sehr bekannte Künstler*innen waren, hatte man ein bisschen Angst, uns direkt auf die loszulassen. Das haben wir immer mehr einfordern müssen. Das lief erst komplett über die Dramaturgie und wir haben dann irgendwann gesagt: Nee, das braucht eigentlich direkten Kontakt. Ich finde das total wichtig, weil ich das Interessanteste an Künstler*innen finde, sie aus dem Werk rauszuholen. Deswegen finde ich das so gut, wenn man danach zusammensitzt, ohne dass noch jemand das Gefühl hat, eine Rolle spielen zu müssen. Wenn man sich an einen Tisch setzt und isst, hat man einen gemeinsamen Vorgang, das schafft schon mal eine gemeinsame Basis. Das ist nicht mehr der Vorgang: Ich bin Zuschauer*in bei einem Publikumsgespräch und das ist ein*e Schauspieler*in, der*die mich gefälligst unterhalten, oder mir Fragen beantworten soll. Das ist so ein Antrieb für mich.

JB: Wie ist denn euer Verhältnis zu den Festivals?

TF: Wir haben weniger Freiheiten als eingeladene Künstler*innen. Das hat aber sehr viel damit zu tun, dass auf ein Festival meistens fertige Arbeiten eingeladen werden, bei der klar ist, was man kriegt und sicher ist, dass das funktioniert.

JB: Kommt ihr denn auch in Kontakt mit den anderen Künstler*innen?

TF: Wir sind schon Künstler*innen zweiter Klasse und kommen eher wenig in Kontakt mit den Künstler*innen, die außer uns eingeladen sind.

JB: Wie kommt das?

TF: Das liegt zum einen daran, dass das, was wir leisten, scheinbar so unspektakulär ist. Wir sind ja keine Show-Köche oder so. Und zum anderen an der Erwartungshaltung: Was machen die denn jetzt als Add-on zu dieser Kocherei? Schlussendlich verstehen die meisten Festivals dann aber auch, dass es vor allem um das Setting geht, das wir schaffen.

Was wir nicht so gerne mögen, ist, wenn es zu moderiert wird.

JB: Es ist also auch wichtig, wie das Festival euer Format an die anderen Künstler*innen kommuniziert?

TF: Eigentlich steht das ja für die Künstler*innen im Vertrag, dass eine gewisse PR-Arbeit zum Auftritt auf dem Festival dazugehört. Sonst kriegst du die Kohle nicht. Von Festival-Seite würde es an sich natürlich auch gehen, dass die Künstler*innen sich zu einem Treffen oder Sykpe-Termin mit der freitagsküche verpflichten. Aber da kommt dann oft: Lasst mir bitte die Künstler*innen in Ruhe, für die ist das eh schon stressig. Das kann ich dann auch nachvollziehen. Ich weiß aber auch, dass es den meisten dann immer ganz gut geht in der freitagsküche und dass das gar nicht so anstrengend ist, wie so ein gewöhnliches Frage/Antwort-Publikumsgespräch.

JB: Da überlagern sich eure Gastgeber*innenschaft und die des Festivals.

TF: Genau. Das könnte manchmal ein bisschen besser abgesteckt sein.

PK: Kannst du ein Beispiel nennen, wann die freitagsküche besonders gut funktioniert hat und ein Beispiel, bei dem es nicht so gut geklappt hat?

TF: Also ich muss sagen, die meisten Abende haben ziemlich gut funktioniert. Mit Rimini Protokoll beispielsweise: Die konnten damit erstmal wenig anfangen, ich glaube, das war von Seite der Dramaturg*innen der Ruhrtriennale ein bisschen zu unklar ausgedrückt, denn sie waren sehr wortkarg. Es gab außerdem Probleme, weil der Aufführungsort so weit weg war. Sie haben aber eine sehr tolle Aufgabe gestellt und gesagt, es solle etwas zu Essen geben, was man in der Umgebung von Bochum jagen kann, weil es in »Situation Rooms« um Waffen ging. Dann haben wir kurz überlegt und es wurde relativ schnell klar, das sind entweder Ratten oder Hasen. Wir haben uns für den Hasen entschieden.

Mit Robert Wilson, Tim Etchells und Vlatka Horvat gab es auch einen Abend, der mir sehr in Erinnerung geblieben ist. Es gab ein gemeinsames Gericht und drei verschiedene Tischdekorationen und das war ein Jahr, in dem wir gesagt haben, alle sollen doch noch etwas mitbringen, was sie den Zuschauer*innen gern mit auf den Weg geben würden. Das war kurz nach dem Amoklauf in Parkland, Florida, nachdem eine amerikanische Studentin einen so tränenreichen Vortrag gehalten hatte. Sie hat so lange geschwiegen, wie das Massaker dauerte. Darauf ist Robert Wilson total angesprungen und hat dann an dem Abend ein Bild von ihr hochgehalten und dazu eine Rede gehalten, die dann Tim Etchells wiederum total angekotzt hat und Vlatka Horvat war wiederum schon total angetrunken an einem der anderen Tische und das ergab dann schon eine gute Stimmung, weil es eben so unterschiedliche Vorgänge gleichzeitig gab. Das fand ich einen der guten Momente.

JB: Die freitagsküche funktioniert also am besten, wenn es von Seiten der Künstler*innen für euch eine Form von Inspiration gibt; wenn ihr eine bestimmte Frei-

heit bekommt, weil die Aufgabe ein bisschen kryptisch formuliert ist oder wenn in der Situation etwas geschieht, was dann im Rahmen der freitagsküche etwas Neues hervorbringt.

TF: Ja, ich glaube, was mich am meisten interessiert, ist, dass da eine Art von Vereinigung stattfindet und – ich will jetzt nicht dadurch die Kunst downgraden – das erdet irgendwie. Dadurch kann sich wiederum eine neue Form von Wertschätzung und Bedeutung etablieren.

PK: Was erhoffst du dir von der Zukunft, was sich in der Festivallandschaft verändern könnte oder sollte im besten Fall?

TF: Ich glaube nicht an das Festival als reinen Abspiel-Ort. Ich glaube, man muss für die Dauer des Festivals, sobald man in die Nähe kommt, spüren, dass da mehr stattfindet, als nur »Hallo, hier wird jeden Abend Theater gezeigt«. Es muss auch architektonisch hoffentlich etwas anderes sein und so weiter und so fort.

PK: Ja, das finden wir voll den spannenden Punkt, nämlich dass ein Festivalerlebnis nicht nur von der Kunst oder der Aufführung her gedacht werden kann.

TF: Genau. Aber die Aufführung oder Vorstellung soll ja draußen auch nicht weitergehen und ich glaube, es wäre falsch, wenn wir noch oben drauf was Riesiges, den riesen Bühnenzauber inszenieren würden.

Wenn man aber vorsichtig damit umgeht – es darf natürlich keine Konkurrenz sein, darum darf es nicht gehen – wenn man einen Aspekt aus der Inszenierung gut verstärken kann, das ist dann toll. Es ist eine andere Form der Einladung und das macht auch einfach Spaß, sich darüber Gedanken zu machen, wie man so ein Gespräch stattfinden lassen könnte.

PK: Wie verändert sich denn die Wahrnehmung der anderen Bereiche, wenn sie mit dem zentralen künstlerischen Programm zusammengedacht werden?

TF: Ich denke, wenn man das offensiv mitdenkt und sagt: Hey, es ist viel Geld, aber das ist insofern gut investiert, als dass wir es ausgeben für einen Ort der, – ich drück es mal ein bisschen romantisch aus – mit Liebe betrieben wird und der sich auch fachlich auf das einlässt, um das es eigentlich geht, dann ist das nicht schlecht. Oftmals sind Festivalzentren erstmal eine Idee, die versucht wird umzusetzen. Wenn man einen Raum hat, der sich mit dem*r Künstler*in entwickelt, der*die am Abend besprochen wird, ist man doch auf einer guten Seite, finde ich. So als Festival.

PK: Du meinstest gerade »um was es eigentlich geht« – und um was geht es dann eigentlich? Wenn du das unterbrechen könntest auf einen Satz?

TF: Das Kunstmachen und das, was Künstler*innen unter Kunst verstehen, begreifen Außenstehende nicht nur durch den Konsum eines Werks, sondern immer auch über den möglichst persönlichen Kontakt mit den Künstler*innen.

PK: Durch die freitagsküche stellt ihr den Raum für eine horizontale Begegnung her, in dem ein ernsthafter Austausch und im besten Fall Wertschätzung und Anerkennung füreinander oder für die Arbeit entstehen kann.

TF: Ja oder zumindest eine bessere Basis dafür geschaffen wird als im Theaterfoyer.

PK: Das ist ein schönes Schlusswort! Vielen Dank für deine Zeit und das Gespräch!